

# **Jugendsozialisation: Eine einleitende Problemskizze zum Hintergrund des Mehrfachkonsums von Drogen im Jugendalter**

*Burkhard Kastenbutt/Arnold Schmieder*

*Den einen wird die Jugend geschenkt, den anderen bleibt nichts anderes übrig, als sie sich zu stehlen.*

Édouard Louis

Um die Ergebnisse unserer Evaluationsstudie in einen theoretischen Rahmen einzufügen, der veränderte und verschärfte Belastungen von jungen Menschen annähernd erklärt, werden im Folgenden neuere Studien zum Wandel der Lebensphase Jugend vorgestellt. In ihrer Gesamtheit zeichnen sie nach, dass und wie sich diese Lebensphase, in der Weichen für das spätere Leben gestellt werden, in einer Weise verändert hat, die den Übergang in eine Lebenswelt als Erwachsener vielfach erschwert.

Es sind vor allem tiefgreifende und zudem beschleunigte ökonomische und sozio-ökonomische Wandlungsprozesse als Bedingungsgefüge festzustellen, die sich in wesentlichen Aspekten von dem unterscheiden, worauf vorherige Jugendgenerationen trafen. Dabei werden Zukunftsentwürfe zunehmend unsicherer und wirken als belastender Faktor im Bereich der psychosozialen Entwicklung von Jugendlichen. Auf die Adoleszenz als krisenhafte lebensgeschichtliche Phase mit dem letztendlichen Ziel, sich in das Erwachsenenleben einzufinden, hat gerade diese Unsicherheit auf Möglichkeiten der Zukunftsgestaltung umso mehr Einfluss. Für den größten Teil der nachwachsenden Generation hat sie mit Blick auf die Vorgängergeneration an Stabilität verloren und ist daher als Modell der eigenen Lebensgestaltung risikoreicher geworden.

Das für die Phase der Adoleszenz typische Aufbegehren gegen Wert- und Normorientierungen ist nicht nur als ein egozentrisches Raisonement zu werten, wie es Eltern und Erzieher/innen vielfach erscheint. Im jugendlichen Opponieren steckt auch Kritik gegen vorgegebene und abverlangte und womöglich überholte Verhaltensweisen, was einen sozialen und kulturellen Wandel anregen kann. Das Hineinschlüpfen in eine konforme Ich-Identität wird dadurch mehr oder weniger erschwert: die Verlaufsformen schwanken zwischen radikaler Versagung und resignativer Abschottung bis Überanpassung. Die Essenz der Argumente, die man opponierenden Jugendlichen entgegenhält, war und ist, dass sie früher oder später mit lebensweltlicher und vor allem ökonomischer Realität konfrontiert werden. Darin steckt die Aufforderung und zugleich das Versprechen, dass sich die Mühen der Ausbildung, des Strebens und der psychosozialen Integration ‚auszahlen‘ werden. Wenn das aber für einen Großteil der Jugendlichen empirisch, das heißt für sie beobachtbar und erfahrbar, nicht mehr ohne

Weiteres stimmt, büßen die darum kreisenden Argumente an Plausibilität oder gar Attraktivität ein und verlieren ihre Überzeugungskraft.

Die dadurch erzeugte Situation der Unsicherheit, die generell typisch für diese Lebensphase ist, erhält somit einen sehr realen Nährboden, aber sie muss selbstredend nicht zu auffälligem Drogengebrauch führen. Sie kann aber nicht unberücksichtigt bleiben, will man ein sich veränderndes Drogenverhalten näher erklären, was sich vor allem auf den Mehrfachkonsum neuer psychoaktiver Substanzen bezieht. Alkohol und Cannabis sinken dabei nach Aussagen einiger von uns befragter Mehrfachkonsument/innen gleichsam in den Rang von ‚Begleit-Drogen‘ ab. Dass in diesem Bereich das Betäubungsmittelgesetz nicht greift, mag ein Motiv für die Wahl solcher Substanzen sein. Ebenso eine ggf. leichtere Zugänglichkeit – nicht nur über das Internet, sondern inzwischen auch das ‚Darknet‘. Die ‚Griffnähe‘ (des Alkohols; s.u.) war bereits in älteren Erklärungsansätzen zum Missbrauchsverhalten Jugendlicher als eine der Ursachen missbräuchlichen Konsums identifiziert.

Soziologisch wurden verarmte Lebensverhältnisse, desolate Wohnsituationen, Ausbildungsdefizite u.v.a.m. ausgemacht, was, wie jeweils auch psychoanalytische und sozialpsychologische Theorien, Belastungsfaktoren als Ursachen in den Vordergrund schob und Ansatzpunkte für durchaus sinnvolle Präventionsmaßnahmen bot. Ob sie, wenn auch nur partiell, noch greifen, ist angesichts der gesellschaftlichen, fortlaufenden Veränderungen und ihrer Auswirkungen auf die Lebenssituation (nicht nur) Jugendlicher und ihrer Orientierungskordinaten fraglich, was therapeutische Intervention und vor allem auch die Suchtselbsthilfeverbände und deren Binnengestaltung vor Ort herausfordert.

Zunächst sind daher, will man das Phänomen der Mehrfachabhängigkeit als Handlungsfolge aus ersichtlich veränderten lebensweltlichen Bedingungen Jugendlicher verstehen, folgenden Fragen zu erörtern, um über die jugendsoziologische Untersuchungen Auskunft geben:

Mit welchen sich verschärfenden Problemen und Belastungen wird die heutige Jugendgeneration in ihrer Entwicklung konfrontiert? Welche Besonderheiten lassen sich feststellen, wenn es um die Abhängigkeit von psychoaktiven Substanzen im Jugendalter geht? Wo liegen die Ursachen eines solchen dann vermutlich eher ausweichenden Verhaltens, das zumeist immer noch als ‚abweichendes‘ etikettiert wird, was die Annahme einer stabilen, vorherrschenden Ordnung transportiert?

Die Lebensphase Jugend hat sich, so der allgemeine Tenor der Forschung, in letzten zwei bis drei Jahrzehnten verändert, wobei sich deutlich abzeichne, dass und wie gesellschaftlich-strukturelle und soziale Wandlungsprozesse eine zentrale Rolle für Einstellungs- und Verhaltensmuster Jugendlicher spielen. Während das Jugendalter noch bis in die 1970er Jahre hinein mit dem Beginn der Volljährigkeit als abgeschlossen

galt, spricht man seit den späten 1980er Jahren von einer verlängerten Jugendphase. Dabei wird der Abschnitt nach dem 18. Lebensjahr auch als Nachjugendphase (Postadoleszenz) bezeichnet, die mit der Ablösung aus dem Elternhaus und dem Erreichen finanzieller und emotionaler Autonomie endet (vgl. Liebsch 2012; Haring 2015; Lohaus 2018).

Unterschiede zu früheren Jugendgenerationen treten heute jedoch deutlich hervor. So werden zum Beispiel junge Erwachsene in der modernen Jugendforschung bis zum Alter von 35 Jahren noch als Jugendliche bezeichnet, was u.a. daran liegt, dass sie länger in schulischen und beruflichen Ausbildungsprozessen verweilen oder ein Studium absolvieren (vgl. Ecarius 2011; Dobischat/Düsseldorff 2015; Huisinga 2015). Damit sind sie im Gegensatz zu früheren Jugendgenerationen im Durchschnitt auch über einen längeren Zeitraum finanziell von ihren Eltern abhängig (vgl. Konowalczyk 2017).

Weitere Ungleichzeitigkeiten in ihrer Entwicklung zeigen sich im Hinblick auf die Lösung spezifischer Entwicklungsaufgaben im Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter, bei dem es nicht nur um die ökonomische Selbstversorgung, sondern auch um die Entwicklung einer eigenen Lebensführung geht (vgl. Abels et al. 2008).

Das Phänomen z.B., dass jüngere Menschen in Ehe oder in eheähnlichen Verhältnissen und dann ggf. mit Kind leben und zugleich unselbstständig, d.h. in finanzieller Abhängigkeit von Eltern bleiben und/oder auf andere Alimentationen angewiesen sind, tritt immer häufiger auf. Somit sind sie gleichzeitig ‚Kind‘ als auch ‚Erwachsene/r‘, was zu psychischen Konflikten (Spannungen) beitragen kann.

Eine besondere Rolle für die Persönlichkeitsentwicklung im Jugendalter spielt die Fähigkeit zur produktiven Verarbeitung der inneren und äußeren Realität, wozu es ausreichender personaler und sozialer Ressourcen bedarf. Damit sind einerseits persönliche Handlungskompetenzen gemeint, andererseits Prozesse der Einbindung in soziale Netzwerke.

Für die Kontinuität eines positiven Selbsterlebens auf der Basis des Selbstbildes sind vor allem authentische Beziehungen in jenen sozialen und informellen Netzwerken von Bedeutung, zu denen Gleichaltrigengruppen oder jugendkulturelle Szenen gehören. Dabei ist anzumerken, dass die Orientierungsrelevanz von Netzwerken, in der Regel Peer- oder andere Bezugsgruppen, zunehmend von familialen Bindungen und deren Orientierungsangeboten wegdriftet, was sich im Rahmen der Adoleszenzkrise allgemein als Spannungsverhältnis zeigt und zu psychosozialen Turbulenzen führen kann, und zwar zu konflikthafter, aber notwendigen Aushandlungsprozessen (vgl. Tillmann 2010, S. 238ff.).

Heute geschieht dies alles jedoch unter sich tendenziell verändernden familialen Beziehungen (Broken-Home-Situationen, Patchwork-Familien, Alleinerziehenden u.a.m.), insbesondere unter sozial Deklassierten, was zu einer dominierenden Verlage-

rung in Gruppen ‚Gleichgesinnter‘ tendiert, deren ‚Zusammenhalt‘ u.a. durch Suchtmittelgebrauch symbolisch hergestellt werden kann und in vielen Fällen auch wird (vgl. Palentien/Harring 2010, 365ff.).

Nicht zu vergessen im Hinblick auf Präventionsarbeit und Nachsorge und daher auch insoweit für Selbsthilfegruppen von Belang, ist auf der Folie eines erweiterten Belastungs-Bewältigungsparadigmas, das, was Koler unter „Negative Jugend“ fasst und was u. a. im Drogenverhalten seinen Ausdruck findet: „Wie so oft, wenn etwas nicht mehr passt, sind es die jungen nachkommenden Generationen, die auf gesellschaftliche Brennpunkte hinweisen. Dafür muss man den Jugendlichen eigentlich dankbar sein. Sie zeigen unverblümt, unvermittelt, direkt auf gesellschaftliche Schief lagen und Unstimmigkeiten. Sie spiegeln in ihren Lebens- und Gefühlszuständen die sozialen, wirtschaftlichen, ökologischen, kulturellen und politischen Befindlichkeiten der ganzen Gesellschaft wider. Sie zeigen uns spontan und unverstellt, wie ihre Lebenswelt und Umwelt auf sie wirken und wo sie diese Umwelt herausfordert und überfordert“ (Koler 2014, S. 177 f.).

Dieser analytisch weiterführende Blickwinkel hält dazu an, die jugendsoziologisch häufig in Absehung von Schichtzugehörigkeit festgehaltenen Ursachen für den Wandel dieser biographischen Phase im Hinblick auf das Meinungsklima in Peer-groups näher zu untersuchen. Dabei macht es Sinn, Narrative, die als Rechtfertigung des Drogenverhaltens erscheinen mögen und/oder es tatsächlich sind, als Ausdruck objektiver „Schief lagen“ und in Bezug auf ihre Präge kraft für ‚Lebens- und Gefühlszustände‘ zu betrachten.

Die Tatsache, dass Mehrfachabhängigkeit schichtenübergreifend (wie bislang der Alkoholabusus) festzustellen ist, signalisiert, dass diese Form der Abhängigkeit nicht an bestimmte Milieus zu binden ist (wie z.B. das sogenannten „Schnüffeln“ oder wie inzwischen vormalig der Morphinismus bzw. der Konsum von Kokain). Mehrfachabhängigkeit nimmt zu und kann nicht mehr nur als Marginalie im Suchtgeschehen betrachtet werden.

Ursachen und Faktoren, die in der klassischen Alkohol- und Drogenforschung schon prominent gemacht wurden, sind in Bezug auf die individuelle Entstehungsgeschichte von Mehrfachabhängigkeit nicht völlig außer Acht zu lassen: Sicher spielt die bereits genannte Zugänglichkeit eine Rolle, möglicherweise auch ein Überangebot an Suchtstoffen, frühkindliche Versorgungsschäden mögen ebenfalls nachwirken oder es kann sich im Suchtmittelgebrauch um eine Form kaschierter Suizidalität handeln – all das ist wie andere Erklärungsansätze von begrenzter Plausibilität.

Wesentlich diskussionswürdig scheint im Hinblick auf Mehrfachabhängigkeit zum einen die Veränderung des Rauschgeschehens in Richtung zum „Kick“ (vgl. Rost 2016). Eine sich inzwischen normalisierende Verschränkung von Berausung und Er-

nüchterung, worin der erwünschte Zustand in beiden Fällen über adäquate Drogen und pharmakologisch herbeigeführt wird, scheint in der Mehrfachabhängigkeit zu ‚entgleisen‘. Diese Form des Austarierens von Berauschung und Ernüchterung folgt letzten Endes einem neoliberal überformten Anpassungsdruck (vgl. Hollewedde/Schmieder 2016) und kann in Mehrfachabhängigkeit münden.

Der Gebrauch verschiedener Drogen folgt diesem Muster, wobei im Fall manifester Mehrfachabhängigkeit (vergleichbar klassischen Alkohol- und Drogenkarrieren) äußerer Anpassungsdruck als präventives Korrektiv im Vorfeld entweder nicht vorhanden war oder gar nicht erst vorhanden ist. Auch fehlen im Sozialisationsgeschehen oftmals Vorbilder, die Anpassung nicht als Einfügung in ein vorgegebenes Ordnungsgefüge bestimmten, sondern dialogisch als Feld von Überprüfung und Veränderung verstanden (vgl. Henkel 2013, 49ff.).

Jugendsoziologische Theorien und Studien erhellen die Hintergründe ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Wandels, deren Dynamik sich auf die Jugendphase auswirkt. Sie beeinflusst auch die Verlaufsform der Adoleszenzkrise. Es mutet fast schon zynisch an, wenn man die hochgelobte Multioptionalität, die die Gesellschaft bietet, zum Mehrfachkonsum von Drogen als Lösungsversuch jugendlicher psychischer Krisen parallelisiert. Da faktisch die Möglichkeit besteht, ist dieser Bezug nicht ganz von der Hand zu weisen, nämlich als unbewusster Versuch, sich den Vorgaben aus einem gesellschaftlichen Meinungsklima anzugleichen, was allerdings dann in süchtige psychische Fehlentwicklung führen kann.

Angesichts der zunehmenden Komplexität heutiger Entwicklungsaufgaben und der Konfrontation mit gesellschaftlichen und sozialen Wandlungsprozessen werden Jugendliche in ihrer Sozialisation mit vielschichtigen und zum Teil widersprüchlichen Anforderungen und Belastungen konfrontiert (vgl. Lange/Reiter 2018). Dazu müssen sie oftmals Vorläufigkeiten in Kauf nehmen, da sich ausbildungsspezifische oder berufliche Vorhaben und Ziele nicht immer auf direktem Wege realisieren lassen (vgl. Niederbacher/ Zimmermann (2011). Korrekterweise ist hinzuzufügen, dass sich besonders berufliche Vorhaben und Ziele häufig auch gar nicht und auch nicht auf indirektem Wege erreichen lassen. Das befördert eine schnelle Erosionen von Zukunftsvorstellungen auf privaten Ebenen. Sich einstellende soziokulturelle Verarmungen, die allerdings seit mehr als einem halben Jahrhundert beobachtete soziale Apathie und Isolation, schlagen in anwachsende Ohnmachtsbefühle um. Das wird begleitet und verstärkt durch mangelnde Authentizitätserfahrungen, was sich empirisch flächendeckend verbreitet. Beobachtbar ist damit einer Entwicklung der Boden bereitet, aus dem die akute Erscheinung von Mehrfachabhängigkeit erwachsen kann. Die Suche nach authentischen und glaubwürdigen sozialen Kontakten spielt für heutige Jugendliche und ihre Persönlichkeitsentwicklung daher eine zentrale Rolle (was auch in unserer Untersuchung deutlich zum Ausdruck bringt).

Von besonderer Bedeutung sind jedoch nach wie vor Probleme der sozialen Integration im Rahmen der familialen Sozialisation, was die Bedürfnisse von Jugendlichen nach Gemeinschaft und Zugehörigkeit verletzen kann. Dies lässt sich vor allem darauf zurückführen, dass Partner- und Eltern-Kind-Beziehungen in einem breiteren Ausmaß unsicherer geworden sind, selbst in dem Anschein nach stabilen Familien. Damit einhergehen Risiken der familialen Desintegration und der unzureichenden sozialen Kontakte zwischen Eltern und Kindern, aber auch Formen der Überbehütung, die ebenfalls einer positiven Selbstständigkeits- und Kompetenzentwicklung entgegenstehen können (vgl. Pörnbacher 1999; Peuckert 2012; Walper et al 2015). Für Letzteres sind heute ‚Terminkalenderkindheit‘ und ‚Helikoptereltern‘ die Stichwörter, wo drastisch auch die Wahrung von Konkurrenzvorteilen der Kinder in ihrem späteren Leben im Vordergrund stehen, wobei aber oftmals ein kindliches Flow-Erleben<sup>1</sup> im selbstvergessenen Spiel auf der Strecke bleibt, dass im Sinne der Glücksforschung für die psychische Stabilität im späteren Leben eine große Rolle spielt. (vgl. Csikszentmihalyi 1987; Csikszentmihalyi/Charpentier (2007).

Da soziale Netzwerke wie die Familie in den letzten Jahrzehnten durch Prozesse der Enttraditionalisierung, Individualisierung und Pluralisierung an sozialer Bindungskraft verloren haben, besteht für heutige Jugendliche ein mehr oder weniger starker Zwang zu einer individualisierten Lebensführung. Dies meint, dass sie in ihrer Persönlichkeitsentwicklung mehr als frühere Jugendgeneration auf sich selbst gestellt sind und ihr Leben schon früh in die eigene Hand nehmen müssen (vgl. Heitmeyer et al. 2012). Zwar kommt dem Elternhaus auch heute noch eine bedeutende Funktion als unmittelbares soziales Netzwerk zu, wobei es aber seine Position als dominante Sozialisationsagentur für das Jugendalter mehr und mehr verloren hat.

Dagegen haben Gleichaltrigengruppen an Bedeutung gewonnen, denn sie haben schon längst den Rang einer wichtigen Bezugsgruppe erworben und sind zu bedeutenden Vermittlern und Unterstützern geworden, an denen Jugendliche ihr Leben orientieren (vgl. Ecarius et al. 2011; Reinders 2015). In diesem Sinne spielen heutige Peer-Groups eine zentrale Rolle beim Knüpfen von Kontakten und dem Erfahren neuer Verhaltensmuster, wobei sie ihren eigenen geistigen und sozialen Raum haben. Damit haben sie einen bedeutenden Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung. Sie können sich aber auch negativ auswirken, wenn zum Beispiel in den Gruppen ein hohes Konfliktpotential vorherrscht, das zur Beeinträchtigung der Persönlichkeitsentwicklung der Gruppenmitglieder beiträgt. Die Zugehörigkeit zu solchen Peers und ein starker Gruppendruck können somit ausschlaggebend für den Konsum von Drogen sein (s.o.) (vgl. Farke et al. 2002; Palentien/Harring 2010).

---

<sup>1</sup> Gemeint ist das Gefühl eines mentalen Zustandes völliger Vertiefung und restlosen Aufgehens in einer Tätigkeit, die wie von selbst vor sich geht.

Für eine wachsende Anzahl von Jugendlichen wird die heutige Lebensbewältigung immer mehr zu einer riskanten Chance, da tradierte und verbindliche und in ihrer Substanz stabile soziale Vorgaben im Alltag fehlen. Denn wo die Geländer der Orientierung schwächer werden, müssen Heranwachsende im Rahmen ihrer Entwicklung lernen, mit Alltagsanforderungen und -belastungen klug umzugehen, um mit den Unsicherheiten und Unwägbarkeiten eines individualisierten Lebenszusammenhangs klar zu kommen. Oft werden sie von Unsicherheiten und Unbeständigkeiten getroffen, ohne darauf gestaltend einwirken zu können. Dabei kann die Konfrontation mit ungelösten Problemen und Konflikten im Elternhaus zu einer starken Belastung werden, auch dann, wenn dies nach außen nicht immer sichtbar wird (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016).

Dazu ist festzustellen, dass ein nicht unbedeutender Teil der in der vorliegenden Studie von uns befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus unvollständige Familien stammt, in denen ein Elternteil als Folge von Ehescheidung, Tod, Getrenntleben oder sonstigen Umständen abwesend war. Solche Broken-Home-Situationen können sich negativ auf die Sozialisation Jugendlicher auswirken und die Bereitschaft zu einem riskanten Umgang mit psychoaktiven Substanzen begünstigen (vgl. Brisch 2013; Fischer et al. 2018; Tanner 2019, S. 162). Eine wesentliche Rolle spielt dabei die funktionale Qualität des Familienlebens und die soziale Einbindung in das häusliche Miteinander (vgl. Albrecht 2002, S. 765).

Der Prozess der Adoleszenz ist im Grunde ein kreativer und daher sensibel für „Schieflagen“ (s.o.). Wie in jedem kreativen Prozess wird darin eine ‚Phase der Einsamkeit‘ durchlaufen, was nicht konkretistisch misszuverstehen ist, wenngleich ein solches Allein- und Einsamsein gerade in der Adoleszenz auch sehr real auftritt und oftmals Erziehungsberechtigten als Rückzug und Ablehnung erscheint. Doch soll mit dem Begriff der *Einsamkeit* in diesem Zusammenhang hauptsächlich „strukturlogisch jene Position der Transition gekennzeichnet werden, die durch die Trennung vom Alten und das Noch-Nicht des Neuen im adoleszenten Umgestaltungsprozess durchlaufen werden muss. ‚Einsamkeit‘ bezeichnet jene Position des Verlusts festgefügt, konventioneller oder gewohnter innerer Stützen und Bezugspunkte, die mit Ablösung genuin verknüpft ist und die durch die strukturell ambivalente Struktur der Generationenbeziehung in der Adoleszenz im Höchstmaß gesteigert wird. In diesem Sinne setzt adoleszente Individuierung zwangsläufig Ängste frei, die zu regressiven Lösungen drängen“ (King 2013, S. 291).

Das setzt allerdings voraus, dass ‚gewohnte innere Stützen und Bezugspunkte‘ relativ stabil vorhanden waren und nachwirken und ebenfalls eine ambivalent strukturierte Generationenbeziehung, was nach jugendsoziologischen Befunden entweder weitgehend fehlt oder zunehmend in Erosion geraten ist. Was allerdings bleibt und mit Realitätsgehalt angereichert ist, sind ‚Ängste‘, für die ‚regressive Lösungen‘ bereitstehen,

die sich bestenfalls in überbordenden opponierenden, dem Anschein nach in die Latenzperiode verlängerten kindlich widerborstigen Verhaltensweisen äußern kann, aber eben auch als Form einer aufzunehmenden Kritik zu erwägen sind (s.o.). ‚Regressive Lösungen‘ können jedoch auch in Drogenkonsum oder anders fixierte süchtige (Fehl-) Entwicklungen mit autodestruktiven Folgen münden: Eine Verlaufsform, die durch das Fehlen von in der Adoleszenz gesuchten Impulsen für ein ‚Neues‘ begünstigt wird.

Selbstredend sind aber auch noch anderen Faktoren ins Kalkül zu ziehen, wenn es um eine risikoreiche Persönlichkeitsentwicklung im Jugendalter geht. Hierzu zählen die Erhöhung des Lebensstempos, die Beschleunigung sozialer und kultureller Entwicklungen, die Fragmentierung biografischer Zusammenhänge, die Vervielfachung der Anforderungen und die zunehmende Gleichzeitigkeit von Tätigkeiten und Einflüssen (vgl. Rosa 2005, Böhnisch 2009). Diese Veränderungen sind auf der Ebene sozialen und kulturellen Wandels abzubilden, wie sie subjektwirksamen Anforderungen aus veränderten Bedingungen der materiellen Reproduktion folgen, wozu (u.a.) schnellere Entwertung erworbener Qualifikationsprofile und Mehrfachbeschäftigung zählen, was im Narrativ eines lebenslangen Lernens positiv umgedeutet ist (und in der Lebensrealität auch jüngerer Hartz IV-Empfänger/innen sehr häufig in Gestalt von Beschäftigungs- und Bildungsmaßnahmen stattfindet).

Ein stabiler und in sich einheitlicher sozialer Korridor, der Heranwachsenden einen auf der Zeitschiene einigermaßen verlässlichen Weg in die nähere Zukunft weist, ist damit kaum noch perspektivisch gesichert oder gar vorhanden. Mobilität und Flexibilität im Sinne einer generellen Beschleunigung und Kurzlebigkeit bestimmen demnach zunehmend den Lebensalltag auch der jungen Generation (vgl. Niederbacher/Zimmermann 2011).

Eine besondere Rolle für die Persönlichkeitsentwicklung spielen des Weiteren die neuen sozialen Medien wie das Internet und das Smartphone, die grundsätzlich nicht an bestimmte Zonen, Ausschnitte oder lebensweltliche Notwendigkeiten gebunden sind, so dass die Verinselung der Lebensräume durch Mobilität verstärkt wird. Dabei haben digitale und mobile Techniken in den Medienwelten Jugendlicher zu fundamentalen Veränderungen beigetragen, denn unter ihrem Einfluss werden Erwartungen an Erlebnisse gesteigert und die Sehnsucht nach körperlichen und geistigen Grenzerfahrungen erhöht (vgl. Möller 2016). Von zentraler Bedeutung ist in diesem Zusammenhang das Risiko des Informationsüberflusses, was passive Verhaltensweisen und erhöhte Sensationserwartungen fördern kann und die realistische Einordnung und Erprobung des persönlichen Weltbildes erschwert (vgl. Grewe 2012). Studien zeigen, dass besonders Heranwachsende, die sich in einer formativen Phase ihrer Entwicklung befinden, hiervon besonders stark betroffen sind (vgl. Hugger 2014; Müller 2018). Der juvenile Wunsch nach Grenzerfahrungen kann sich dabei im Kon-

sum von Drogen ausdrücken, um bestimmte Erlebnisse, die im Alltag real nicht mehr ohne weiteres möglich sind, mithilfe psychoaktiver Substanzen halluzinatorisch herbeizuführen.

Viele Jugendliche erleben eine Verdichtung von Leistungs- und Qualitätsanforderungen in ihrer schulischen, beruflichen und universitären Laufbahn, was sich besonders auf die Vergabe von Abschlüssen und Zertifikaten beziehen lässt (vgl. Steiner 2018). Für den Eintritt in ein anspruchsvolles Erwerbsleben werden heute Schnelligkeit, Spontaneität, Risikobereitschaft, Selbständigkeit, Mobilitätsbereitschaft als Schlüsselqualifikationen von ihnen verlangt, wobei Lebensgefühle von Erlebnishaftigkeit, Freude und Spaß, Nervenkitzel und Stimulation vielfach ihren Verhaltensstil prägen (Hurrelmann/Quenzel 2016). Das trifft allerdings hauptsächlich auf Jugendliche aus gesellschaftlichen Mittel- und Oberschichten zu, schafft aber einen Erwartungshorizont auch an Verhaltensstile, der in untere gesellschaftliche Schichten durchsickert und dort auf der Folie typischer materieller Lebenslagen nicht einzulösen ist.

Drogenverhalten kann dann kompensatorisch motiviert sein. Das bleibt allerdings nicht auf die sogenannten gesellschaftlichen Unterschichten beschränkt, da sich empirisch abzeichnet, dass gegenwärtig auch größere Teile der gesellschaftlichen Mittelschicht von einem insb. materiellen Abstieg erfasst oder bedroht sind. Einen solch komprimierten Leistungsdruck (und sei es nur in Form von Erwartungen), mit dem Jugendliche heute konfrontiert werden, haben vorherige Jugendgenerationen in ihrer Entwicklung in einem so intensiven Ausmaß nicht erfahren. Die heute angestrebten Abschlüsse entscheiden jedoch um ein Vielfaches mehr darüber, welchen Platz Heranwachsende in der Gesellschaft einnehmen werden. Eine politisch gewollte Höherqualifikation von Jugendlichen (Abitur, Bachelor) verschärft zum einen den späteren Konkurrenzdruck auf dem Arbeitsmarkt, zum anderen werden mögliche unrealistische Erwartungen geschürt. Das führt zu einer Zunahme kultureller und sozialer Spannungsfelder und treibt ein ohnedies voranschreitendes Auseinanderklaffen der gesellschaftlichen Schere zwischen Arm und Reich voran, was besonders Jugendliche aus unteren Sozialschichten trifft (vgl. Mansel 1998). Gerade sie sind es, die schon früh mit Armut und sozialer Ungleichheit und Bildungsungleichheit trotz vorgegeblicher Bildungschancen konfrontiert werden (vgl. Becklas/Klocke 2012; Becker/Lauterbach 2016).

Um die unterschiedlichen Phasen des Jugendalters zu durchlaufen, müssen heutige Heranwachsende, wie bereits betont, komplexe Entwicklungsaufgaben übernehmen, bei deren Lösung sie nicht mehr generell auf Erfahrungen der älteren Generation zurückgreifen können (vgl. Heinzlmaier/Ikrath 2013). Solche Merkmale zeigen sich überaus ambivalent, denn die Breite der Entscheidungsmöglichkeiten auf der einen und die dem Anschein nach erweiterten persönlichen Freiheiten auf der anderen Seite

erschweren eine zielgerichtete und altersadäquate Auseinandersetzung mit den Entwicklungsaufgaben des Jugendalters. So müssen Jugendliche zum Beispiel immer mehr dazu in der Lage sein, persönliche Ressourcen zu erkennen und die Fähigkeit besitzen, diese jeweils situationsadäquat zu aktivieren und nutzbringend einzusetzen (vgl. Niederbacher/Zimmermann 2011).

Das Jugendalter verlangt damit eine hohe Eigenverantwortung, komplexe soziale Fertigkeiten, ein selbstsicheres Verhalten und zugleich die Fähigkeit, in positiver Weise soziale Unterstützung einfordern zu können (vgl. Werner/Smith 1993). Unter den geschilderten Entwicklungsbedingungen wird eine gelingende Sozialisation immer mehr zu einer riskanten Chance, da traditionsbestimmte soziale Vorgaben fehlen. Jedoch ist mit der Ausweitung von Handlungs- und Entscheidungsspielräumen zugleich die Notwendigkeit verbunden, die gesellschaftliche Integration eigeninitiativ zu bewerkstelligen (vgl. Heitmeyer et al. 2011).

Daran lässt sich festmachen, dass sich heutige Jugendliche permanent für neue Entwicklungsbedingungen und -anforderungen öffnen müssen, so dass ihr Lebensmotto allgemein mit ‚Nichts Langfristiges‘ umschrieben werden kann. Sie sind dabei nicht nur gezwungen, Vorläufigkeiten in Kauf zu nehmen, sondern mit ihren Bildungs- und Berufsvorhaben vielfach auch Risiken einzugehen. Es bleibt somit vielfach ungewiss, ob sich subjektive Planungen und Orientierungen auf Dauer als erfolgreich erweisen. Damit wird für eine relativ große Anzahl von Jugendlichen die Lesbarkeit des Lebens eindeutig schwieriger, was ihre Möglichkeiten eingeschränkt, die eigene Biographie in einem überschau- und verstehbaren Orientierungsrahmen zu interpretieren, einzubetten und zu gestalten.

Für die vorhergehende, elterliche Jugendgeneration war die Lebenswelt noch überschaubar, wobei sie unter hohem Erwartungsdruck bezüglich der Anpassung an jeweilige Vorgaben ihres Elternhauses, der Schule oder des Betriebs standen. Sie sollten sich in ein vergleichsweise starres und zugleich eindimensionales Orientierungsmuster einfügen, was aber vielfach als normatives Zwangskorsett empfunden wurde und sie Sanktionen zu fürchten hatten, mit denen ihre Auflehnung bedacht wurde, soweit sie sich den gesetzten Erwartungen widersetzen oder diese nicht erfüllten. Gleichwohl scherten die damaligen Jugendlichen aus solch engmaschigen Strukturen aus, was aber innerhalb relativ stabiler ökonomischer und sozioökonomischer Verhältnisse geschah, womit opponierende Verhaltensweisen und Orientierungen von geringem Risiko für längerfristige Lebensentwürfe waren.

Heutige Jugendliche werden dagegen mit vielschichtigen, schnell aufeinander folgenden Umbrüchen und Veränderungen konfrontiert, was auf gesellschaftlicher und sozialer Ebene zu einer neuen Unübersichtlichkeit beigetragen hat und sich inhaltlich auf primäre und sekundäre Sozialisationsprozesse auswirkt (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994; Böhnisch et al 2009). Wir haben es demnach nicht mehr mit einer vertika-

len Gestaltung der Entwicklung im Jugendalter zu tun, bei der noch Standards der älteren Generation eine zentrale Rolle spielten, die durch die gesellschaftliche Entwicklung ausgehebelt sind und so in der sozialen Wirklichkeit zumindest zur Seite ihrer basalen Inhalte nur noch rudimentär Bestätigung finden. Das spiegelt sich darin, dass heute eine horizontale Orientierung an Gleichaltrigengruppen und die Nutzung elektronischer Medien im Vordergrund stehen, mit denen Eigenständigkeit soziokulturell gestaltet werden soll. Jugend als Moratorium kommt in diesem Sinne primär gegenwartsorientiert daher, wobei ein wichtiger sozialer Bezugspunkt die Gleichaltrigen sind, mit denen gemeinsam eine generationale Selbstattribution ausgehandelt und vollzogen werden soll (vgl. Lohaus 2018). Dabei bürden die Freiheitsgrade ihres Handelns Jugendlichen ein hohes Maß an Selbstverantwortung und eine klare Vision der Erfüllung und des Versagens auf.

Dies alles verlangt ihnen komplexe Handlungs- bzw. Schlüsselkompetenzen ab, um bildungs- und berufsspezifische Vorhaben zumindest einigermaßen zielgerichtet zu realisieren. Sie benötigen dabei vor allem ein ausreichendes Maß an Frustrationstoleranz und Selbstbewusstsein, wenn es um den Umgang mit Widersprüchen und Problemen im Alltag geht. Reichen jedoch persönliche Ressourcen zur Bearbeitung solcher Anforderungen und Belastungen nicht aus, können Heranwachsende leicht in ein Dilemma geraten. Resignation- und Frustrationserlebnisse sind dann oft vorprogrammiert. So besteht das Risiko, dass sie den Weg der Manipulation ihrer psychosomatischen Befindlichkeit durch ab- bis ausweichende Formen des Verhaltens wählen, wozu u. a. der (Mehrfach-)Konsum von Drogen gehören kann (vgl. Hurrelann/Quenzel 2016; Arnaud/Thomasius 2019).

Beim Konsum von Drogen wiederum handelt es sich um ein soziales und damit höchst komplex geprägtes Handeln. Wegen der besonderen sozialen Prägung und Normierung und seiner sozialpsychologischen Aspekte sind demnach bestimmte Sachverhalte zu berücksichtigen, „die mit gesellschaftlichen und sozialstrukturellen Entwicklungen eng verwoben sind“ (Barsch 2007, S. 215). Einzubeziehen in eine solche Analyse sind konkrete Lebens- und Existenzbedingungen, die sich in der Psyche der Drogenkonsumenten als subjektive Wirklichkeit spiegeln bzw. dort reproduzieren. So gesehen stellt sich süchtig psychische Abweichung oder Fehlentwicklung im Jugendalter als eine Form harmonisierender und resignativer Varianten und als psychischer Abwehrmechanismus dar (vgl. Schmieder 1992, S. 124). Süchtiges Verhalten kann darüber hinaus aber auch als Produkt interpersoneller Kommunikation und soziokultureller Entwicklung betrachtet werden (vgl. Dollinger/Schmidt-Semisch 2006).

Es zeichnet sich ab, dass sich unter heutigen Sozialisationsbedingungen bei einer wachsenden Anzahl von Jugendlichen und jungen Erwachsenen Resignation und Frustration breitmachen, wenn sie ihren Lebensweg kaum oder nur unter großer bzw. größer gewordener Unsicherheit entwerfen können und mit unsicheren Perspektiven

bezüglich ihrer gesellschaftlichen bzw. sozialen Position konfrontiert werden. Ich-Resistenz zu entwickeln, wird dabei zunehmend schwieriger. Die Folgen eines solchen Entwicklungsprozesses finden ihren Niederschlag in geschädigten Selbstbildern, lähmenden Gefühlen der Erniedrigung und Missachtung sowie in der Chancen- und Perspektivlosigkeit. Sie stellen zugleich wesentliche Rahmenbedingungen der Suchtentwicklung im heutigen Jugendalter dar, wobei sich die zentralen Ursachen der Sucht bei der älteren Generation der Betroffenen anders gestalteten, was vielfach auf eine restriktive familiäre Erziehung hindeutet und mit den starren Grenzen der Persönlichkeitsentwicklung in Verbindung steht (vgl. Quensel 2010, S. 302ff.; Weber 2016).

Bei der jungen Generation der Drogenkonsumenten zeigt sich immer mehr, dass der Gebrauch psychoaktiver Substanzen nicht mehr generell mit anhaltenden Befriedigungserfahrungen verbunden ist, was daran liegt, dass er einen immer höher ansteigenden Intensitätspegel oder ein ständig zunehmendes Raffinement verlangt. Ein solches Konsumverhalten lässt sich auch als süchtige Gratifikation beschreiben, „die etwas Atemberaubendes, aber auch etwas Atemlosmachendes an sich hat. Dabei hechelt man ständig hinter ihnen her, wenn man sie kennengelernt hat, denn sie sind im Endeffekt unbefriedigend, da sie nicht zu neuen Wünschen und Zielen führen. Bedürfnisse und Wünsche auf der einen Seite, Befriedigung und Erfüllung auf der anderen sind in der Form eines Kreises ständiger Selbstwiederholung miteinander verbunden, nicht in der Form einer sich selbst erneuernden Spirale“ (Wulff 1997, S. 2).

Die Grenze zwischen Drogenkonsum und Drogenabhängigkeit verläuft vor allem dort, wo die Genussfähigkeit verlorengelht und die Fähigkeit, einen Rausch zu erleben, durch den Zwang zur Ich-Kontrolle und den verdunkelnden Schatten der Unlustvermeidung ausgehöhlt wird (vgl. Rost 2016) – was letzten Endes auf die genannten komplexeren Anforderungen und sich verschärfenden Widersprüche zurückverweist, mit denen Jugendliche konfrontiert sind und was einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf ihr Drogenverhalten hat.

Verändert hat sich auch die ehemals symbolische Bedeutung des Drogengebrauchs, die durch eine stärker pharmakologisch orientierte Aneignung von psychoaktiven Substanzen abgelöst wurde. Ins Zentrum des Interesses sind Wirkspektren einzelner Drogen gerückt, „während bei der Wahl der Konsummuster ihre symbolische Bedeutung als Ausdrucksmittel für Protest oder Gegenentwurf zur Hauptgesellschaft kaum noch eine Rolle spielt. In der Folge werden Drogen primär bedürfnis- und situationsbezogen gehandhabt. Daraus ließe sich auch erklären, warum sich die einstigen Monodrogenkulturen in Richtung einer Diversifizierung von Drogenkonsummustern auflösen – eine Tendenz, die schließlich auch in der Kombination sehr unterschiedlicher Drogen sichtbar wird“ (Barsch et al. 2006, S. 1).

So zeichnet sich zum Beispiel der zeitnahe Konsum von mehreren psychoaktiven Substanzen durch ein unabweisbares Verlangen nach einem bestimmten Gefühls-, Erlebnis- und Bewusstseinszustand aus. Eine besondere Rolle spielen dabei die Erwartungen an die Gesamtwirkung der konsumierten Drogen und an das damit verbundene oder nur erwartete Rauscherleben (vgl. Jungaberle et al. 2018, S. 183ff.), was sich eher als ein ‚Berauschungserleben‘ darstellt. Jedoch erfolgt der Mischkonsum bei einem Großteil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen nicht generell wahllos, „sondern als ein Handeln, bei dem die Konsumenten ihre Erfahrungen mit unterschiedlichen psychoaktiven Substanzen nutzen, um der gewünschten Gesamtwirkung näher zu kommen“ (Barsch et al. 2006, S. 8).

In diesem Sinne geht es auch im Rausch um die Abwehr von realen Zukunftsängsten und um Unlustvermeidung in einer für manche Jugendliche unwirtlichen Gegenwart, was nicht neu ist. Dabei ist das Ausweichen vor Belastungen und Problemen inzwischen zu einem Hauptmechanismus geworden und spielt eine bedeutende Rolle für die Flucht in den Drogenkonsum. Rauschzustände werden unter den geschilderten Entwicklungsbedingungen der Sozialisation immer mehr zu Rückzugsräumen, denn sie entlasten nur kurzfristig und versetzen in einen anderen Bewusstseinszustand. Eine solche Zuflucht kann jedoch den Charakter eines Rückzugs von der eigenen Gefühlswelt und der Flucht nach vorne in einen kompensatorischen Substanzkonsum annehmen. Probleme werden auf diese Weise nicht gelöst (wie sie nie durch Alkohol- und Drogenkonsum gelöst wurden), sondern häufen sich im Sinne von Resignation und Flucht immer mehr an (vgl. Kastenbutt 2018).

Es ist vor allem, wie auch in anderen Studien thematisiert (s.o.), der zunehmende Zwang zur reflexiven Lebensführung, der mit einer starken Steigerung der (Selbst-) Bildung einhergeht. Identitäts- und Sinnfindungsprozesse werden auf diesem Wege zu einer persönlich zu erbringenden Leistung, was mit vielfältigen Risiken der Persönlichkeitsentwicklung von Jugendlichen einhergehen kann (vgl. Biesinger 2019). Dazu gehört auch das ausweichende Verhalten in Bezug auf den (Mehrfach-)Konsum von Drogen, bei dem das Selbstkonzept und das Selbstwertgefühl der Betroffenen eine zentrale Rolle spielen (vgl. Petermann/Roth 2006; Kolip/Buksch 2012). Bleibt der mit dem Drogenkonsum verbundene Kick im Laufe der Zeit aus oder tritt er nur noch in abgeschwächter Form in Erscheinung, werden Drogen oftmals nur noch konsumiert, um auftretende Entzugserscheinungen so gering wie möglich zu halten (vgl. Korte 2007, Köhler 2008; Batra/Scherbaum 2012).

Auf subjektiver Ebene stellt sich ein solches Verhalten als misslungene Konfliktlösung und als Selbstheilungsversuch dar. Damit lassen sich Missbrauch und Sucht jedoch allein nicht erklären, denn sie haben auch eine soziale und gesellschaftliche Seite, die in Bezug auf die Suchtursachen nicht ausgeblendet werden darf (vgl. Schmieder 1992, S. 53ff.; Gerhard 2014, S. 89ff.). Illustrativ dafür ist das von Kielholz und Ladewig

entwickelte Suchtdreieck, das deutlich macht, dass neben den pharmakologischen Eigenschaften einer Droge und der seelischen Konstitution des Drogenkonsumenten auch das soziale Umfeld, der soziale Status, die gesellschaftlichen Normen und die Verfügbarkeit einer Substanz von Bedeutung sind (vgl. Kielholz/Ladewig 1973).

Die von Kielholz und Ladewig genannten Komponenten spielen eine zentrale Rolle, wenn es um das Verstehen der Suchtmittelabhängigkeit im Jugendalter geht. Viele der von uns in der vorliegenden Studie befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind im Rahmen ihrer familialen und außerfamilialen Sozialisation mit komplexer gewordenen Anforderungen, Belastungen und Problemen konfrontiert worden, die sie aufgrund von Entwicklungsdefiziten und des Mangels an notwendigen sozialen Handlungskompetenzen nicht konstruktiv lösen konnten. Dabei ist noch einmal zu betonen, dass wir es mit einer veränderten Jugendgeneration zu tun haben, die in einer sich schnell verändernden Gesellschaft lebt, die sich durch einen raschen technischen und sozialen Wandel sowie eine Erhöhung des Lebenstempos auszeichnet. Veränderungen des menschlichen In-der-Welt-Seins werden durch diese Beschleunigungsprozesse schon innerhalb biographischer Phasen erfahren und reproduzieren sich in den erwähnten individuellen, familiären wie familialen und sozialen Phänomenen wie auch in verflachenden Interaktionen. Diese Phänomene sind bezeichnend für Veränderungen, die in der Suchtforschung häufig ignoriert werden, die aber dennoch das Potential haben, soziale Störungen zu erzeugen, vor allem bei jungen Menschen Leiden und Unzufriedenheit hervorzurufen. Sucht im Jugendalter und unter heutigen Sozialisationsbedingungen verweist erst einmal ganz banal auf ein Bedürfnis nach Integration, nach Anerkennung und Ermöglichung der Entwicklung eines Identitätsbewusstseins, was junge Betroffene in ihrem bisherigen Leben kaum gefunden haben.

Die Wahrnehmung der Brüchigkeit von gesellschaftlichem Anspruch und Lebenswirklichkeit ist zwischen der erwachsenen und der nachfolgenden Generation zwar nicht unterschiedlich, aber weniger scharf ausgeprägt. Dass die Postadoleszenz, wie sie schon seit längerem als ‚neue‘ Lebensphase diskutiert wird, zum einen auf einen veränderten Arbeitsmarkt und unter dem Strich gehobenen Qualifikationsanforderungen trifft (zugleich mit Aussonderung derjenigen, die u.a. infolge von Herkunft und Sozialisationsgeschichte geminderte Chancen haben), hat zum anderen zur Folge, dass sich der Beginn eigener Lebensführung, wie er auf der Folie ‚normalbiographischer‘ Vorstellungen der älteren Generation fixiert ist, nicht nur verzögert, sondern dadurch vermittelt die ‚Weltbilder‘ der älteren und jüngeren Generation auseinanderdriften lässt.

Das begünstigt, dass regressive Ängste, wie sie die Adoleszenz allgemein kennzeichnen, gesteigert werden, zumal Orientierungsmuster, an denen sich Jugendliche im Sinne einer ernstzunehmenden „negativen Jugend“ (Koler 2014) konstruktiv für ihre eigenen Entscheidungen im Hinblick auf Lebensentwürfe abarbeiten könnten, kaum

noch Überzeugungskraft haben. Die Messlatte, deren beide Enden Flexibilität und Mobilität heißen, ist weit unterhalb der Grenze exponierter Berufstätigkeiten ganz allgemein höher gelegt, und Jugendliche müssen sich daran messen lassen, wie weit sie diese Anforderungen verinnerlicht haben und tatsächlich einlösen oder einzulösen bereit sind. Entscheidungen werden dadurch schon im Vorfeld als lang- oder gar längerfristige fraglich.

Broken-Home-Situationen, die nicht gesellschaftlichen Unterschichten vorbehalten sind, dort aber in ihren rein materiellen Auswirkungen stärker zu Buche schlagen, verstärken einen für die Jugendphase typischen (und notwendigen) Trend zu einer (auch) Außenorientierung in Peer-Groups oder Suche nach – wenn vorhanden – Vorbildern, vor allem älteren Menschen, mit denen sie ihre Lebensgeschichte ohne direkte Bevormundung durch aus allgemeingültig erklärten Erfahrungen ab- und vergleichen können – eine Verständigung auch über das „Gefühl der Vergeblichkeit und der Ohnmacht“ (Adorno), zunehmend mehr kennzeichnend für eine psychologische Disposition und diffus von Jugendlichen schärfer als von der vorherigen Generation so empfunden. Was die Sozialphilosophie vor einem halben Jahrhundert diagnostizierte, lastet zumindest einem Großteil Jugendlicher als Erfahrungssediment auf – das von den in dieser Studie deutlich artikulierte Bedürfnis nach Integration und Anerkennung, Akzeptanz und Verständnis reflektiert eben jene sich verdichtenden Erfahrungen von Vergeblichkeit und Ohnmacht, aber auch Unsicherheit in ihrem Alltagsleben.

Festzuhalten ist, legt man die Elle jugendsoziologischer Forschungsergebnisse zur Veränderung der Lebensphase Jugend an (wobei die Ergebnisse zur Veränderung der Kindheit gleichermaßen belangvoll sind), dass zum einen ‚ältere‘ Ergebnisse zu Ursachen jugendlichen Suchtmittelmissbrauchs, insbesondere des Alkohols, ihren allerdings je auf Aspekte abhebenden ‚Wahrheitsgehalt‘ hatten. Diese dingfest gemachten und je nach wissenschaftlich-disziplinärem Ansatz in den Vordergrund geschobenen Ursachen wähen fort. Zum anderen aber zeichnet sich entlang neuerer Studien ab, dass die sogenannten gesellschaftlichen Ursachen, womit allerdings behebbare Missstände gemeint waren, nunmehr in ihrer Wirksamkeit auf konkrete Lebensverhältnisse und deren Prägekraft für subjektive Strukturen bis in den Bereich einer Disposition für verändertes Drogenverhalten vorrangig geworden sind.

Vormals wurden bspw. die Zugänglichkeit und ‚Griffnähe‘ von Drogen indiziert und die Rolle der Werbung angeprangert (gemeint waren und sind Alkohol und Tabak). Darauf wurde politisch und rechtlich, auch publizistisch reagiert. Das hatte in der Tat einen ‚Wahrheitsgehalt‘. Doch diese Ursachenbegründung (mit dem Hintergrundrauschen einer Verführung) ist im Hinblick auf illegale Drogen, wie sie unterschwellig in den Alltag Jugendlicher einwandern und dies seit Jahrzehnten zunehmend, nicht mehr in der Weise aufrechtzuerhalten.

Bekannt ist, dass Designerdrogen mit einer Geschwindigkeit und in einer Variationsbreite selbstredend illegale Märkte erobern, was ordnungspolitische Erfassung und gar Verfolgung schier verunmöglicht. So gesehen beantwortet sich erst einmal die Frage, warum Jugendliche multitoxikoman, d.h. mehrfachabhängig werden, nach im Grunde altem Muster und insofern höchst banal: weil sie's können. Warum sie jedoch tun, was sie können, warum andere, die es könnten, nicht tun, ist auf diesem Erklärungsstrang erst einmal nicht zu beantworten. Auszumachen ist jedoch, dass nicht nur auch, sondern insbesondere Jugendliche den in den letzten Jahrzehnten und Jahren beschleunigt veränderten Bedingungen aus ein und derselben Gesellschaft unterliegen. Es sind Veränderungen bzw. Zuspitzungen auf der Oberfläche von Gesellschaft, die wiederum anders geartete denn überkommene Bewältigungsstrategien abverlangen, die von Jugendlichen weitgehend selbst zu entwickeln sind – und wobei sie scheitern können. Die neuere Jugendsoziologie pointiert wiederum lediglich ‚Bedingungen‘, die auf Jugendliche unterschiedlich stark einwirken und die ein ‚Scheitern‘ etwa im Drogenmissbrauch begünstigen, nicht müssen.

In die genannten Veränderungen auf der Oberfläche von Gesellschaft gehört auch eine Diversifizierung von Drogenkonsummustern und die Rationalisierung des Rauschgeschehens im ‚Kick‘ (s.o.): Im Zusammenhang der Mehrfach-Abhängigkeit besonders von jüngeren Menschen sind die *Neuen Psychoaktiven Substanzen* (NPS) von besonderem Belang. Man unterscheidet hier idealtypisch den Typus des „Kiffer 2.0“ und den „Psychonauten“.

Der Typus „Kiffer 2.0“ substituiert seinen Cannabis-Konsum infolge mangelnder Verfügbarkeit oder dem Risiko von Strafverfolgung, was sich auch auf das Fahren eines Fahrzeuges unter Drogeneinfluss bezieht. Substituiert wird dann mit synthetischen Cannabinoiden, die rechtlich nicht indiziert sind. Der „Psychonaut“ hingegen, ein in der Regel bestens informierter Drogennutzer, ist an unterschiedlichen Berauschungszuständen interessiert, wobei sein Schwerpunkt auf halluzinogenen Substanzen liegt. Die Verlagerung auf Psychedelika wird dadurch begünstigt, dass die Beschaffung der Substanzen im legalen Rahmen bleibt und die Wirkungen den ‚Ausgangssubstanzen‘, d.h. illegalen Drogen, sehr ähnlich sind. In bestimmten Regionen (u.a. Osteuropas, aber auch Bayern) mit verstärkter rechtlicher Repression steigt der Verbrauch stimulierender – zum Beispiel – Badesalze oder entsprechender Cannabinoide in den entsprechenden Szenen, dann übrigens auch mit entsprechend hoher, eben auch physisch schädigender Wirkung. Die Wirkung der NPS ist oft gleich jener illegaler Äquivalente (Werse 2018). Der Ausweichkonsum, z.B. um den Führerschein nicht zu riskieren, ist eine gezielte Risikominimierung, die jedoch bei sich ausweitendem Mehrfach-Konsum kein vorbeugender Anker sein dürfte. Trägt der Ausweichkonsum, ob vom Typus „Kiffer 2.0“ oder des „Psychonauten“ noch Spuren einer Orientierung an dem, was Integration abverlangt, so führt auch Substituierung und/oder Konsum

von legalen und illegalen Substanzen in Desintegration mit all ihren prekären ökonomischen, sozialen und psychosozialen Folgen.

Wie bereits dargestellt, wird die Lebensphase Jugend von der Bewältigung unterschiedlicher Entwicklungsaufgaben geprägt und von elementaren Grundbedürfnissen nach Unabhängigkeit, Gemeinschaft, Beziehungen, Selbstverwirklichung, intensivem Erleben und Selbstsicherheit begleitet. Dabei können die realen Lebens- und Umweltbedingungen jedoch der Befriedigung grundlegender Bedürfnisse entgegenstehen, was jugendsoziologische Forschungen thematisieren.

Dies nötigt analytisch dazu, auch vertikale und horizontale Schichtkriterien einzubeziehen, die einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung von Jugendlichen haben. So zeigt die gesellschaftliche Realität, dass die soziale Herkunft vielfach darüber entscheidet, welchen Bildungsweg jungen Menschen einschlagen und welchen Platz sie auf Dauer in der Gesellschaft einnehmen. Materielle Ressourcen sind ein letztes Endes nicht allein ausschlaggebender, aber nicht zu vernachlässigender Faktor für zukünftige (und natürlich gegenwärtige) Lebenszufriedenheit und subjektives Wohlbefinden, was eine Allerweltsweisheit ist. Konkrete Soziallagen sind daher in die Diskussion einzubeziehen, wenn es um die subjektive Lebenslage und das psychische Befinden von Jugendlichen geht (vgl. Geißler 2014, S. 59ff.; Kämpfer/Mutz 2017, S. 87ff.; Kastenbutt 2019, S. 125f.).

Zu verzeichnen sind auf gesellschaftlicher Ebene vor allem Diskontinuitäten in den Erwerbsbiografien mit Wechseln zwischen fester, keiner und prekärer Beschäftigung, wovon auch immer mehr Jugendliche und junge Erwachsene betroffen sind. Notwendigkeiten von Neu- oder Weiterqualifizierung verallgemeinern inzwischen ein gerütteltes Maß an Verunsicherung und Armutsbedrohung innerhalb fast aller Erwerbstätigen, wobei bei weniger Qualifizierten die Wahrscheinlichkeit deutlich höher ist, von dauerhafter Armut und prekären Lebenslagen betroffen zu sein.

Neue Ungleichheiten, neue Prekaritäten und Exklusionsprozesse beziehen sich nicht mehr allein auf die Ränder des Beschäftigungssystems, sondern haben inzwischen auch sein Zentrum erreicht, und sei es als allgegenwärtiges Bedrohungsszenario. Die wachsende Destabilisierung ehemals stabiler Beschäftigungsformen macht sich nicht mehr nur in Teilgruppen der integrierten Arbeiterschicht bemerkbar, sondern bei allen abhängig Beschäftigten bis in die gehobene Mittelschicht: Ein Abstieg ist jederzeit möglich.

Neu ist die Ausdehnung einer ‚Verstetigung von Unsicherheit‘, das ‚Sich-Einrichten in der Prekarität‘, mit den Kennzeichen eines steten Wechselspiels ‚zwischen Erwerbsarbeit und Inaktivität‘, einem ‚provisorischen Durchwursteln‘ und der chronischen Ungewissheit von Beschäftigungsperspektiven. Erwerbsbiografische Muster dieser

„Kultur des Zufalls“ sind wiederholte Arbeitslosigkeit, befristete Beschäftigung und häufige Zeitarbeit“ (Chassé 2010, S. 64).

Solche desolaten Entwicklungen konturieren vor allem die Lebenssituation von Jugendlichen aus unteren Sozialschichten, aber inzwischen bleiben auch Jugendliche aus der unteren Mittelschicht nicht unbeschadet, wenn sie in ihrer familialen Sozialisation bereits mit relativer Armut, sozialem Abstieg und Bildungsungleichheit konfrontiert wurden (vgl. Becklas/Klocke (2012)). Immer mehr Jugendliche sorgen sich darum, dass sie nach ihrem Schulabschluss oder nach ihrem Studium keinen geeigneten Arbeitsplatz finden, um ihr Leben finanzieren oder eine Familie gründen bzw. ernähren zu können.

In diesem Sinne kann der Konsum und Missbrauch von Drogen eine Begleiterscheinung der Verarbeitung kritischer Lebensereignisse und solcher Belastungsformen sein. Diese Argumentation ist in der Drogen- und Suchtforschung nicht neu. Dass und wie diese Belastungen und ihre Verursachungen gegenwärtig in den Vordergrund rücken, ist durch jugendsoziologische Studien belegt, was aber nicht zum Schluss führen darf, dass je individuell andere Ursachen auszuschließen sind.

Überforderung und Frustrationen können gerade im Jugendalter rasch eintreten und ein Klima der Unzufriedenheit erzeugen. Oftmals sind es – wie auch in der vorliegenden Untersuchung erhoben – Gefühle von Kontrollverlust über die Gestaltungsmöglichkeiten der eignen Zukunft, aber auch der Wertlosigkeit und Selbstgeringschätzung, die einen Nährboden für Suchtgefahren bilden (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997). Mittel- und langfristige Folgen eines riskanten Drogenkonsums wurden und werden im Jugendalter jedoch vielfach ausgeblendet, weil der kurzfristige Gewinn im Kontext der Befriedigung elementarer Bedürfnisse im Vordergrund steht. Auch kann ein solcher Konsum der Überblendung und Kompensation der als negativ empfundenen Lebenssituation oder des Flüchtens vor Problemen dienen und dadurch wesentlich verstärkt werden.

Dollinger betont, dass zum Beispiel jugendliche Cannabiskonsumenten im Wissen um gesundheitliche Belastungen ein gewisses Risiko auf sich nehmen, um eine entsprechende Grenze zu überschreiten (Dollinger 2019, S. 239). Feustel geht noch einen Schritt weiter, indem er deutlich macht, dass juveniler Drogenkonsum heute vor allem dazu dient, „die Arbeitswelt und Partykultur, Normalität und Ausbruch in Einklang zu bringen, was zu einer eigenwilligen Affirmation des Normalen führt“ (Feustel 2019, S. 105). Dabei entwickelt sich der Gebrauch von Drogen immer mehr zu einem Modus der Selbstoptimierung, denn er dient zur Entspannung und Leistungssteigerung.

Henkel kann zeigen, dass vor allem Hauptschüler, die schon früh mit dem Konsum von Cannabis begonnen haben, eine stärkere Abhängigkeit von dieser Droge entwickeln als eine vergleichbare Gruppe von Gymnasiasten (Henkel 2013). Dabei

macht er auf starke Belastungen im familialen Bereich, den Schweregrad psychischer Symptome und ein niedriges Selbstwertgefühl, aber auch den Konsum anderer psychoaktiver Substanzen aufmerksam. Umgekehrt kann ein problematischer Drogenkonsum aber auch die soziale Lage junger Konsumenten erheblich verschlechtern. So ist chronischer Cannabiskonsum oft assoziiert mit schlechten Schulleistungen sowie Schul- und Ausbildungsabbrüchen. Diese Probleme wiederum sind signifikante Risikofaktoren für deutlich reduzierte Arbeitsmarktchancen und längere Zeiten der Arbeitslosigkeit.

Für arbeitslose Jugendliche und junge Erwachsenen bestehen laut Henkel in Relation zu jungen Erwerbstätigen substantiell höhere Risiken, wenn sie schon früh mit dem Konsum von Tabak, Alkohol und/oder Cannabis begonnen haben und bestehende Konsummuster intensivieren. Er weist aber auch darauf hin, dass solche Risiken nur für eine Minderheit von jungen Arbeitslosen bestehen, woraus er schließt, dass es Risikogruppen geben muss. Zu solchen Risikogruppen gehören besonders männliche Jugendliche, die wenig Unterstützung bezüglich ihrer prekären Lage im Elternhaus finden. Arbeitslose weibliche Jugendliche sind dagegen stärker familiär eingebunden und erfahren weniger sozialen Druck, wohingegen von männlichen arbeitslosen Jugendlichen erwartet wird, dass sie ihre Arbeitslosigkeit schnell beenden. Besonders gefährdet sind laut Henkel junge langzeitarbeitslose Konsumenten männlichen Geschlechts, bei denen das Risiko einer Cannabisabhängigkeit mit der Dauer der Arbeitslosigkeit steigt. Dieses Risiko ist dann besonders hoch, wenn bereits vor Eintritt der Arbeitslosigkeit problematische Muster des Konsums bestanden und die Integration in soziale Netzwerke krisenhaft verlief.

Die Ergebnisse der Interviews, die wir mit jungen Betroffenen in Fachkliniken, Ambulanzen und Adaptionstellen durchgeführt haben, zeigen auffällig, dass sich viele von ihnen nach sozialer Integration und Anerkennung sehnen, und zwar gerade, weil sie dies in ihrer bisherigen Lebensgeschichte kaum oder noch gar nicht erlebt haben, aber ganz offensichtlich darum wissen, dass es so etwas geben muss. Allerdings bedient ihre Lebensrealität dieses ‚konkret Utopische‘ in aller Regel nicht und auch nicht in Nischen – oder aber nur bruchstückhaft: Gesellschaftlich abverlangtes Verhalten bei Strafe des individuellen Scheiterns verlangt Konkurrenzorientierung und Vorteilsnahme, Positionierung und Abgrenzung, was einen Kompensationsdruck erzeugt, der psychosozialer Ventile braucht, die zunehmend, aber nicht abschlusshaft verstopft zu sein scheinen. Das meint ganz schlicht, materielle Armut schließt familiäre Erfahrung von Empathie und Anerkennung nicht aus, was jedoch offensichtlich abebbt. Gesicherte ökonomische Verhältnisse sind aber auch kein Garant für erlebte Integration und kein Wegweiser in die Entwicklung von Selbstwertgefühl, das in erfolgreicher Wahrung von Vorteilen gegenüber anderen nicht aufgeht.

Allerdings bleibt festzuhalten, dass auch unter neuropsychologischen Gesichtspunkten bei einer Kombination aus stark frustrierenden Lebensbedingungen und ersichtlich fehlenden sozialen und personalen Ressourcen eine mangelhafte Befriedigung solcher Bedürfnisse resultiert, die als menschliche (psychologische) Grundbedürfnisse gelten. Dahin gehören zentral das Bedürfnis nach Bindung, Kontrollmöglichkeiten, Selbstwertstabilisierung oder gar -erhöhung, nach Lust-Unlust-Regulation (Grawe 2004).

Eine besondere Bedeutung schreiben die befragten Jugendlichen der Ehrlichkeit in Bezug auf das suchtmittelfreie Leben zu, von dem sie eher ahnen als wissen, dass es mehr sein kann und müsste als suchtmittelfrei. Es geht dabei aber nicht nur um das Miteinander, sondern auch darum, dass sie akzeptiert und verstanden werden, was die meisten von ihnen in ihrer familialen Sozialisation nicht erfahren haben. In ihren Bezugsgruppen fand dies vielfach nur in Form interessierter, oberflächlicher Schulter-schlüsse statt, die sie im Endeffekt auch noch ‚schöngelügt‘ haben. Eine solche allenthalben anzutreffende Korrektur, die sie unbewusst unbefriedigt ließ, haben sie durch fortgesetzten Drogenkonsum zu verdrängen versucht, dabei selbstredend ihrem ‚Sucht-druck‘ folgend, einem Zauberwort und Totschlagargument, das sie aber nicht als gängige Selbstentlastung wahrnehmen. Vielmehr dient es oftmals als Ausrede, um mit anderen Drogenabhängigen eine Komplizenschaft herzustellen.

Die von uns interviewten Betroffenen erklärten Bereitschaft, sich mit den Lebensgeschichten anderer Menschen zu beschäftigen, um daraus für ihre eigene weitere Entwicklung zu lernen, was sich im Rahmen der Interviews und des Nachhakens nicht nur als Lippenbekenntnis erwies. In solchen Aussagen schwingt die Reklamation mit, mehr zu lernen als eine zweifelsfrei unabdingbare suchtmittelfreie Lebensführung und -gestaltung. Von Selbsthilfegruppen verlangt dies, sich intensiver mit den Lebensgeschichten der unterschiedlichen Generationen samt ihren Verwerfungen und Belastungen zu beschäftigen, um zu schauen, was sich verändert, deutlicher ausgeprägt und verschärft hat und ggf. verlorengegangen ist, um ein besseres gegenseitiges Verständnis zu ermöglichen.

Bewältigungsstrategien, die nicht über einen allgemeinen Leisten zu schlagen sind, sind in diesem Sinne gemeinsam zu entwickeln. Auch wenn es vorab kaum möglich scheint, äußere (d.h. gesellschaftlich verursachte) Belastungen auszuhebeln (wobei abzuwägen bleibt, wo und wann man ‚mitmachen‘ muss und wo und wann nicht), muss man sich nicht zwingend selbst so (um)modellieren, dass man reibungslos in vorgestanzte Verhältnisse und stereotyp abverlangtes Verhalten ‚passt‘. Dies ist ein Hintergrundrauschen, das die Statements der Befragten begleitete. Abstinenz allein ist bekanntlich nicht alles und radikale Ehrlichkeit als Moment empathischen Umgangs in Interaktionen von Menschen, die ‚sich selbst helfen‘ wollen, klingt in dem Bedürfnis der von uns Interviewten an – und ist inhaltlich gleichsam auf den Begriff zu bringen. Dies als Motiv für eine Selbsthilfe in Form einer Eingliederung in eine Selbsthilfe-

gruppe fruchtbar zu machen, was zugleich beidseitige Verstehens- und Kommunikationsprobleme aufwirft, die in einem ersten und unabdingbaren Schritt von Selbsthilfegruppen in Bezug auf die in doppeltem Sinne ‚Neuen‘ (s.o.) aufzunehmen und konstruktiv zu wenden sind. Auch diese Botschaft ist nicht neu: nur müssen sich Suchtselbsthilfeverbände und einzelne Selbsthilfegruppen vor Ort fragen, ob sie nicht in einer Erfolgsfalle festklemmen, die es ihnen verunmöglicht, auf den Wandel des heutigen Mehrfachkonsums von Drogen mit allen seinen Folgen im Suchtgeschehen angemessen zu reagieren.

Dieser Text, der für diese Studie zusätzlich verfasst wurde, soll dazu dienen, den Ergebnissen der vorliegenden empirischen Untersuchung ein noch stärkeres Gewicht zu verleihen. Er verdeutlicht vor allem, mit welchen sich wandelnden Rahmenbedingungen heutige Jugendliche und junge Erwachsene in ihrer unmittelbaren Lebenswelt konfrontiert werden. Als Hintergrundwissen für die Öffnung gegenüber jungen Betroffenen und deren Integration in eine Selbsthilfegruppe könnte er daher von zentraler Bedeutung sein.

Quelle: Kastenbutt, B./Schmieder, A. (2019): Jugendsozialisation: Eine einleitende Problemskizze zum Hintergrund des Mehrfachkonsums von Drogen im Jugendalter. In: Kastenbutt, B./ Müller, H.-W. (Hrsg.): Junge Mehrfachabhängige und Suchtselbsthilfe. Eine Studie zu Herausforderungen für Selbsthilfegruppen und Verbände. Norderstedt, S. 51-71.

Die verwendeten Quellen zu diesem Beitrag befinden sich zusammen mit anderen Literaturangaben in der Gesamtdokumentation des Forschungsprojekts.

